Ein Tausendkünstler

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **191 (1912)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374479

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Tausendkünstler.

In unsern verborgenen Bergtälern, in unsern schlichten Holzhäusern lebte je und je eine ungekannte, verborgen sich entwickelnde Künstlerseele, die seine innere Freude fand, das was sein Auge sah, sein Ohr hörte, in irgend einer, wenn auch noch so einfachen Weise zur Darstellung zu bringen. Die Volksseele war immer auch eine Künstlerseele, die in einzelnen Individuen zur markanten Ausprägung kam.

Eine der hübschesten Gestalten war Ulrich Ammann, geboren 1766 in Alt St. Johann im schönen Toggenburg. Schon sein Vater war eine vielgestaltig veranlagte Persönlichkeit. Er war Alpsenn, Fleischer und Viehhändler; daneben trieb er aber alles, wobei seine geschickte Hand in Frage kam zum Hausgebrauch: er war Schneider, Schuhmacher, Zimmermann, Verfertiger von Holzgeschirren, Gelten, Eimern, Rechen, Spinnrädern 2c. und sogar hölzerne Uhren entstanden unter seiner geschickten Hand. Der kleine Uli schaute eifrig zu, wenn der Vater schnitzte und bestelte und fieng, sobald seine Hände ein Werkzeug halten konnten, an, dem Vater die Kunst abzulernen. Die langen Wintertage, die unsre Bergtäler ja in anhaltende Stille bannen, waren prächtig dazu angetan, allerlei Holzkunst zu treiben und Uli war glückselig, als er lustige Figuren zu schnitzen vermochte, die er erst seinen Kameraden zeigte und schließlich auch in kluger Weise an sie verhandelte. Sennen und Buben, Kühe und Geißen waren gar lustig zu machen und Uli war mit 8 Jahren ein bekannter Schnitzer. Die Schule nahm ihm nicht allzu viele Zeit weg. Zwei ganze Halbjahre ging er in die schlechte Primarschule und eignete sich notdürftig ein wenig Schreiben und lesen an. Zum Glück hatte er einen wachen Kopf und einen ernsten Bildungsdrang und ergänzte durch eigenes Schaffen in spätern Jahren, was ihm in der Jugend gefehlt. Der ausgezeichnete Arzt Forrer in Wildhaus lieh ihm Bücher, die er gierig verschlang. Am meisten interessierte ihn aber die Tonwelt. Er war vorzugsweise musikalisch veranlagt und die herrliche Orgelmusik im Kloster des Heimatortes nährte die Sehnsucht nach eigener Kunstvollendung. Er konnte sich nicht satt hören und saß oft in stiller Verzückung unter ihren Klängen.

Als er zehn Jahre alt war, sah er einen herumziehenden Fiedler seine Geige zurechtzimmern. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, auch ein solches Instrument zu verfertigen. Als Werkzeug leistete ihm eine alte Schusterkneipe seines Vaters vorzügliche Dienste, und so unvollkommen die Ausrüstung des jungen Strebers war, so ging es nicht lange, daß er fröhlich fidelte auf dem eigenen Instrument. Wie glücklich er dabei war, läßt sich nicht beschreiben. Bald darauf erblickte er auf dem Jahrmarkt eine Pfeife. Das war ein neues Wunder. Er bat um die Erlaubnis, ein paar Töne blasen zu dürfen. Wie fein das klang. Wenn er die hätte kaufen können! Aber sie kostete zu viel. Im Westentäschli steckten nicht genug Batzen. Das war bitter für ihn. Aber siehe da, ein Nachbarsbub konnte sie kaufen, das war ein Trost. Nun schlich er jeden freien Augenblick vom Hause fort und entlehnte die Pfeife, um in einem versteckten Winkel zu blasen. Wie viel Kopfschütteln von Seite des Vaters und wie viel Ermahnungen: „Nä, wo häsch au alliwil dini Gedanke!“ mag er eingesackt haben! Aber gehindert hat es den Uli nicht. Er blies und blies auf seiner Holzpfeife, bis ihm plötzlich das Mundstück zersprang. Das war ein Schrecken. Es war ja nicht sein Eigentum. Da galt schnelle Hülfe. Er kroch in den Stauden herum und schnitzte, so schnell er konnte, ein neues Mundstück. Und siehe, es gelang so trefflich, daß der Eigentümer nichts davon merkte. Da lachte Uli hinter den Stockzähnen und machte sich mit wahrem Feuereifer an's Schnitzen und Schnäfeln. Immer trug er ein Hölzli im Hosensack und ein Messer daneben. Er machte Schnabelpfeifen und Schalmeien, 3 bis 9 Batzen das Stück, und dann Flöten für zwei Gulden das Stück und verkaufte sie an die Buben im Toggenburg. Es war kaum mehr ein Bursche im Tal, der nicht ein Instrument besaß und blasen konnte. Das pfiff und schallte von all den Halden und Hängen herunter und so hoch hinauf am Stockberg und am Schafberg auch die „Heimeten“ kletterten, es klang auch von der höchsten Höhe herab der liebliche Ton der Schalmei.

Dem Vater gab das viel zu schlucken, wenn er den Buben immer seiner Liebhaberei nachhängen sah. „Kübel machen trägt mehr ein als Pfeifen schnitzen,“ sagte er, und mehr als die karge Freizeit blieb ihm nicht dafür gestattet. Aber nichts hinderte ihn. Rastlos trieb die Sehnsucht ihn vorwärts.

Als die beiden Klosterkapitalen Hyacinth und Spiller den Begabten zur Beratung herbeizogen, wie eine gründliche Reparatur der Kirchenorgel zu bewerkstelligen sei, da bemächtigte sich seiner eine neue Gestaltungswut. Er studierte den Orgelbau auf's Gründlichste und hatte nun keinen andern Gedanken mehr, als eine Hausorgel bauen zu wollen. Unter den größten Schwierigkeiten schaffte er daran vier Jahre lang. Den Vater reute jedes gute Brett, das der Sohn verwendete und „verschnitzelte“, wie er es nannte. Um so rührender hören wir die Kunde, daß der Vater, dem Ende nahe, noch mit Freuden die Vollendung des Werkes begrüßte und lächelnd lauschte, als Uli sein heiß erkauftes Instrument spielte. Unter den Tönen der Orgel entschlief der Vater und Uli blieb allein in der Steindachhütte zurück mit seiner Mutter, der er eine kindliche Liebe bewahrte und zeigte.

Rastlos arbeitete er weiter. Er verbesserte das Klarinett, baute ein Klavierinstrument, das vermittelst Glasstäben einen ganz eigenen Ton zeigte und künstelte in aller möglichen Weise weiter, so daß er, als die Franzosen im Jahre 1798 durch das Toggenburg zogen, von diesen angestaunt wurde.

Immer stand aber der strebsame Mann unter dem Eindruck, daß sein Wissen und Können nicht dem entspreche, was er haben sollte. 39 Jahre alt riß er sich

vom Heimattale und seiner alten Mutter los und reiste in die Fremde, um dort die Lücken, die er fühlte, zu füllen. Im Dorfe Götzingen bei Augsburg schlug er seine Werkstätte auf und suchte durch die Arbeit des Tages den Unterhalt und die Muße zu gewinnen, daneben die Vorlesungen über Mathematik und Physik in Augsburg zu besuchen. Der Rektor der Schule, Herr Beischlag, nahm sich des alten Schülers freundlich an und half ihm, so gut er konnte, den Wissensdrang zu befriedigen und seinem tastenden Suchen in der Welt der Akustik festen Boden zu geben.

Drei Jahre lang arbeitete und studierte er dort und kehrte dann, reich an Kenntnissen, heim zu seiner Mutter, die er noch am Leben fand. Unablässig schaffte er jetzt an der Verbesserung des Klaviers, änderte die Lage des Resonanzbodens, verband das Klavier mit einer Harmonika und erfand die Physharmonika.

Am meisten Spaß machte ihm die Herstellung von kunstreich geschnitzten Flötenstöcken, die zu Hunderten in die Welt hinaus wanderten. Wenn diese in Alt St. Johann um 4—5 Louis d'or verkauft wurden, so verdoppelte sich draußen in der Welt der Preis. Diese Stöcke waren Wunderkästchen. Bei einer Drehung öffneten sie einen Tabakbehälter, zeigten ein Handperspektiv, oder offen eine Flöte. Ammann selbst erlebte einmal ein lustiges Stücklein. Als er einmal den Säntis erstieg, der so herrlich in's obere Toggenburg hinunter schaut, traf er auf der Höhe einen Engländer, der ihm einen Stock zeigte, auf dem man blasen könne. Ulrich nahm still den Stock in die Hand, besah ihn aufmerksam und zum Erstaunen des Engländers schraubte er eine Überraschung nach der andern heraus; lauter bewundernswerte Kunststücke kamen da zum Vorschein. Der Spaß endete damit, daß der Engländer den Heimatsort des Stockes und seines Urhebers besuchte und in der Haltweghütte bei Nidel und Honig sich vergnügte und gütlich tat.

Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er im Dorfe Neßlau, wo er sich ein eigenes Haus gebaut hatte und großes Ansehen genoß. Die Toggenburger sandten ihn 1830 in den Verfassungsrat. Er war ein echter Sohn des Volkes, ein uneigennütziger Demokrat und eifrig bestrebt, im Volke den Trieb und die Möglichkeit der Bildung zu heben. Das, was er selbst als Mangel empfunden hatte, wollte er dem nachwachsenden Geschlecht ersparen. Er war aber seinen Mitbürgern lebenslang ein leuchtendes Vorbild geblieben durch seinen unermüdlichen Fleiß, seine Sittenreinheit und seine Liebe zur alten Mutter. Am Ende seines Lebens bedauerte er nur zwei Dinge: Erstlich, daß er in seiner Jugend keinen bessern Schulunterricht habe genießen können und daß er über'm Pfeifenmachen das Heiraten vergessen habe.

Den 28. April 1842 starb Uli Ammann, tief betrauert vom ganzen obern Toggenburg, das sich wohl bewußt war, daß es in ihm einen seiner begabtesten Söhne verloren hatte. Sein Name ist unvergessen im Lande und wir wollen mithelfen, daß die Erinnerung an seine Strebsamkeit und seinen Fleiß weiterlebe; denn die jungen, heranwachsenden Leute lernen am Vorbild und eifern denen nach, die rein und gut und fleißig vorangehen.

Us em Uffatzheft vom Gritli Wüest.

Die Volkszählung.

Es war bei uns eine Volkszählung. Man gab jedem Mann eine Mappe und dann mußte er zählen. Man mußte es ihm aufschreiben, weil er nicht so viel im Kopf behalten kann. Viele Leute kommen nicht daraus, wie man es machen muß.

Man lernt es in der Schule, daß man es dem Vater zeigen kann.

Man muß auch aufschreiben, wie viele Zimmer daß man hat und ob man in der Küche und auf dem Abtritt allein ist. Weil das interessant ist.

Vielleicht hat die Stadt auch noch vorige Kostgänger, wo sie versorgen will.

Wenn sie alles wissen, zählen sie es zusammen. Das ist sehr schwer, weil man die Nullen auch zählen muß. Wenn sie fertig sind, so gibt es 190,000. Es hat also mehr Nullen gegeben, als Leute.

Aber es ist gleich, der Lehrer hat gesagt, die Nullen machen die Größe, wenn sie hinten sind.

Vorne sind sie schädlich. Darum sind sie bei uns daheim vornen. Auf dem Steuerbüro schreiben sie sie aber immer hinten und dann wird der Vater taub. Dort sind sie hinten schädlich. Ich glaube, es wäre besser, wenn es keine Nullen geben täte, es gibt doch nur hinten und vornen Händel derwegen.

Das Konzert.

Ein Konzert ist etwas Schönes. Es kostet einen Franken und hat eine Nummer am Stuhl.

Zuerst ist niemand dort, weder ein mächtiges Klavier. Viele Frauen wollen den Hut nicht abziehen, weil es 20 Rappen kostet. Auf der Schoß haben manche keinen Platz. Dann kommen die Sänger. Die Jumpfern sind weiß und die Männer schwarz.

Einer geht in den Käfig und macht einen Buckel. Dann hebt er den Stecken auf, bis die andern singen. Wenn er ihn wieder herunter hebt, so hören sie auf. Dann klatschen die Leute, dann macht er wieder einen Buckel. Wenn die Sänger müd sind, so kommt ein ganz großer Mann, mit einer kleinen Geige. Am Klavier sitzt eine Jumpfer. Zuerst samstagen sie. Er an der Geige und sie an der Brille. Aber, wenn sie dann loslassen so tönt es fein.

Hoch oben ist er ein Tenor. Er ist sehr dick, drum hat er so weiche Töne. Er singt ohne Stecken. Die Jumpfer am Klavier hilft ihm, aber er schwitzt gleich. Mit den Armen kommt er nicht so weit hinauf wie mit der Stimme. Zuletzt singen wieder alle. Wenn es ein Lied von Hegar ist, so kann man es gerade auswendig lernen. Weil zehn mal die gleichen Sätze kommen. Wenn es fertig ist, geht man heim oder in's Wirtshaus.